Des Lootsen Weib.

Von **Jonas Lie.**
Aus dem Norwegischen von **Marie Herzfeld.**

(4. Fortsetzung.)

Da Madame Beck gerade eine ungewöhnlich lange Liste von Waaren zusammengestellt, welche man für den Haushalt aus Arendal besorgen sollte, so schlug Karl Beck vor, es möge Jemand ihn morgen im Segelboot hineinbegleiten und die Pakete in Empfang nehmen. Als Madame Beck Elisabeth nannte, fand dies seinen warmen Beifall; doch Elisabeth ging sogleich etwas hastig zur Thür hinaus. Sie war ganz roth geworden und warf unverhohlen beleidigt den Kopf in den Nacken; es bemerkte dies aber nur der etwas stumpfe Blick der jüngeren Schwester Thea.

„Es gefiel ihr bestimmt nicht, daß sie nach Arendal hinein soll," äußerte sie; allein Thea gehörte nun einmal zu jenen allezeit redenden Wesen, die man gern überhört, und so legte man wenig Gewicht auf ihre Bemerkung.

Doch Elisabeth hatte volle Ursache, den Marine-Lieutenant nicht begleiten zu wollen. Sie wußte ja, daß sie durch ihn in's Gerede gekommen, allein selbst ohne diese hätte sie sich auf's Bestimmteste widersetzt.

Eine Weile später sah sie den Lieutenant allein draußen stehen; sie ging geradewegs auf ihn zu und sprach, indem sie ihm stolz und unwillig in's Gesicht sah:

„Ich fahre nicht mit Ihnen nach Arendal, Herr Beck!"

„Warum nicht?" fragte er scheinbar gleichgiltig, indem er ihrem Blicke zu begegnen suchte.

„Ich fahre nicht — das wollte ich Ihnen nur gesagt haben!" wiederholte sie mit steigendem Zorn und bebender Stimme, es war etwas kraftvoll Festes in ihrer Miene.

Er stammelte verlegen:

„Glaubst Du denn, Elisabeth —"; aber da hatte sie sich schon abgewendet. Es lag in der Art, in welcher sie über den Wall hinging, etwas höhnisch Abweisendes, was ihm verzweifelt herrlich und stolz erschien.

Die Sache wurde umgeordnet; doch trotz des Lieutenants Feinheit kam es unerwartet auf, daß es Elisabeth gewesen, die mit ihm nicht allein im Boote hatte fahren wollen, und Madame Beck fand dies sehr achtenswerth. Sie hätte selber daran denken sollen, daß es nicht ganz passend war, meinte sie, doch fügte sie ziemlich streng hinzu, daß Elisabeth darüber vor Allem mit der Hausfrau hätte sprechen müssen.

XIII.

Verschiedene Reparaturen am Stadthause zwangen die Familie, diesmal bis ziemlich tief in den Herbst hinein auf dem Lande zu bleiben.

Doch hatte man in schönen Septembertagen noch einen Ueberrest des Sommers. Der Sund lag in der Mannigfaltigkeit der Herbstfarben eigenthümlich stimmungsvoll da und man verbrachte immer noch gern die Abende auf der Terrasse.

Es herrschte ungewöhnliches Gepränge, denn die Mitglieder der Commission mit ihrem Präsidenten waren heraus geladen.

Am Abend, als die Herren allein im Wäldchen saßen und Elisabeth noch mehr warmes Wasser zum Toddy brachte, erlaubte sich der Capitän-Lieutenant eine Scherzrede, welche ihr das Blut in die Wangen trieb. Sie sagte nichts, aber die Wasserkanne bebte, als sie dieselbe hinstellte, und sie sandte dabei dem betreffenden Herrn einen so erzürnten und verächtlichen Blick zu, daß er einen Moment sich gehofmeistert fühlte.

„Gottes Tod, Beck!" rief er aus, „hast Du gesehen, welche Augen sie mir machte? — Sie blitzten ordentlich."

„Ja, es ist ein stolzes Mädchen," antwortete Beck, der heimlich aufgebracht war, doch seine Gründe hatte, den Vorgesetzten zart zu behandeln.

„So, ein stolzes Mädchen!" wiederholte dieser gereizt in einem Tone, welcher merken ließ, er meine eigentlich, es hätte „unverschämter Dienstbote" heißen sollen.

„Ich wollte sagen, ein schönes Mädchen," verbesserte Beck ausweichend und lachte gezwungen.

Elisabeth hatte das gehört. Sie war verletzt, und zum erstenmal stellte sie einen Vergleich zwischen dem Lieutenant und Salve an. So wäre Salve nicht aus dem Wege gegangen, wenn er an Beck's Stelle gewesen.

Als Karl Beck später am Abend sie allein traf, wie sie eben auf der Terrasse den Gästen nachräumte, fragte er halb bekümmert:

„Du hast Dir doch nicht nahe gehen lassen, Elisabeth, was der alte, polternde Grobian sagte? — Er ist im Grunde ein braver und anständiger Bursche, der mit seinem Geschwätz gar nichts meint."

Elisabeth schwieg und suchte die Sache zu beenden, indem sie in's Haus trug, was sie gerade im Arm hielt.

„Nein, ich dulde nicht, daß Du beleidigt wirst, Elisabeth!" brach er plötzlich mit flammendem Feuer aus und griff nach ihrem Arm. „Die Hand, mit welcher du arbeitest, ist mir theurer, als alle die feinen Damen miteinander!"

„Herr Beck!" fiel sie ihm wild und mit Thränen im Auge in's Wort, „ich geh' meines Weges—noch diese Nacht — wenn ich dergleichen mehr hören muß."

Sie verschwand im Gang; doch Beck kam ihr nach.

„Elisabeth," flüsterte er, „ich meine es ernst!" — Sie riß sich mit Heftigkeit los von ihm und eilte in die Küche, wo die Schwestern beim Feuer standen und plauderten.

Der Lieutenant benützte den sternenhellen Abend zu einem einsamen Spaziergang über die Insel und kam erst nach Mitternacht heim.

Er hatte es nicht gerade so ernst gemeint; aber nun, nachdem er sie so wunderbar schön mit Thränen im Auge dastehen gesehen — nun, ja, nun meinte er es wirklich ernst. Er war im Stande, sich mit ihr zu verloben, über alle Rücksicht hinweg, wenn es sein mußte.

Am nächsten Morgen fuhr er mit dem Lustboot nach Arendal; doch im Vorübergehen hatte er dem Mädchen noch zugeflüstert:

„Ich meine es ernst!"

Diese stets wiederholten Worte verwirrten Elisabeth. In der Nacht war sie wach gelegen und hatte sich dieselben überdacht und sie unwillig zurückgewiesen, denn was konnten sie Anderes bedeuten, als daß er glaubte, ihr erklären zu dürfen, er liebe sie, und sie hatte schon beschlossen, ihre Drohung auszuführen und das Haus zu verlassen.

Aber nun—wiederholt—und in diesem Tone!

Wollte er wirklich ihr Herz und Hand bieten und sie zu seiner, des Marine-Officiers Frau machen?

Eine glänzende Reihe alter Träume lag vor ihrer Phantasie und berauschte sie fast. Sie war in der ganzen Woche zerstreut und bleich und dachte mit Angst an den Sonntag, wo er wieder kommen sollte. Was würde er da sagen?

Und was wollte sie antworten?

Jedoch er kam nicht; seine Geschäfte hatten ihn zu einer unvorhergesehenen Reise gezwungen. Dagegen kam Marie Forstberg, und diese merkte wohl, daß in des Mädchens Sinn irgend eine Veränderung vorgegangen, denn es entzog sich offenbar jeglicher Hilfe von ihrer Seite, und in den Blicken, die Marie ganz zufällig auffing, lag etwas Hartes, Unfreundliches. Es ging ihr das näher, als sie sich selber gestand. Treu, wie sie war, klopfte sie Elisabeth, einer plötzlichen Herzenseingebung folgend, liebevoll auf die Schulter; allein das machte gar keinen Eindruck, sie hätte ebensogut ein Stück Holz streicheln können, und als sie in's Zimmer trat, konnte sie die Frage nicht unterdrücken:

„Was ist mit Elisabeth vorgegangen?" Allein die Anderen hatten nichts bemerkt.

Karl Beck kam nicht, wie gewöhnlich, erst den nächsten Samstag, sondern vorher, mitten in der Woche, und er eilte hastigen Schritts durch die Gemächer, da er Elisabeth nicht in der Wohnstube fand.

Endlich traf er sie oben. Starr schaute sie beim Fenster des Bodengangs hinaus, wo man nur das Wäldchen längs dem Felshang und den Himmel darüber erblickte. Sie hörte seinen Schritt, als er die Treppe heraufstieg, und sie fühlte so unsägliche Angst, solchen panischen Schrecken, daß sie meinte, sie müsse zum Fenster hinabspringen. Was sollte sie antworten?

Als er nun kam und den Arm um ihren Leib legte und halblaut fragte:

„Elisabeth, willst du mein sein?" — fühlte sie sich in ihrem Leben zum erstenmale einer Ohnmacht nahe. Kaum wußte sie, was sie that; doch unwillkürlich stieß sie ihn hart von sich.

Von Neuem ergriff er ihre Hand und fragte:

„Elisabeth, willst du meine Frau werden?"

Sie war ganz bleich, als sie antwortete: „Ja!"

Doch, da er sie wieder um den Leib nehmen wollte, sprang sie plötzlich zurück und sah ihn mit dem Ausdruck des Entsetzens an.

„Elisabeth!" sprach er zärtlich und suchte sich ihr wieder zu nähern. „Was hast du denn?—Wüßtest du, wie sehr ich diese Stunde ersehnt habe!"

„Nicht jetzt—nicht mehr jetzt!" bat sie, indem sie abwehrend die Hand ausstreckte; „später—"

„Du hast doch—Ja gesagt, Elisabeth, daß du mein bist—" doch er fühlte, sie wünsche, daß er gehe.

Lange saß sie da oben auf einer Kiste und stierte stumm vor sich hin.

Also war es geschehen. Ihr Herz klopfte so sehr, daß sie es selbst zu hören meinte, und sie fühlte einen dumpfen Schmerz darin. Ihr Gesicht nahm allmälig einen steifen, kalten Ausdruck an. Sie dachte, nun theile er der Stiefmutter mit, daß sie sich verlobt hätten, und bereitete sich darauf vor, recht zu bestehen.

Sie erwartete, hinabgerufen zu werden. Endlich beschloß sie, selbst zu gehen.

In der Stube saß Jeder ganz ruhig bei seiner Beschäftigung. Der Lieutenant that, als lese er; doch als sie eintrat, sandte er ihr über das Buch hinweg einen verstohlenen, zärtlich bekümmerten Blick zu.

Das Abendmahl ward aufgetragen und Alles nahm seinen friedlichen Lauf; Karl scherzte ein wenig, wie er es pflegte. Elisabeth schien es, als liege über Allen ein Nebel. Einmal fragte Minna sie, ob ihr etwas fehle, mechanisch antwortete sie: „Nein!"

Also sollte es später Abends geschehen. Sie selbst trug, wie allabendlich, das Geschirr ein und aus — nur daß sie den Boden nicht unter den Füßen und, was sie trug, nicht in den Händen hatte.

Der Abend verging und man begab sich zu Bette, ohne daß etwas geschehen.

Im Halbdunkel des Stiegenhauses ergriff Karl mit Wärme ihre Hand und sagte: „Gute Nacht, meine Elisabeth, meine, meine Elisabeth!"—allein sie war außer Stande, den Druck zu erwidern, und als er seine Lippen ihrer Stirn näherte, entzog sie sich ihm hastig.

„Ich kam nur heraus, um dir dieses zu sagen, liebe, geliebte Elisabeth!" flüsterte er mit bebender Gluth in der Stimme und suchte sie dabei zu umfangen. „Morgen muß ich wieder hinein. Soll ich fort, ohne ein Zeichen, daß du mich magst?"

Sie beugte die Stirn ihm langsam entgegen; er küßte sie, und sie entfernte sich gleich darauf.

„Gute Nacht, meine Geliebte!" flüsterte er ihr nach.

Elisabeth lag eine lange Zeit wach. Sie hatte ein Bedürfniß, zu weinen, und dabei innerlich ein Gefühl des Frierens; und als sie endlich einschlief, träumte sie nicht von ihrem Bräutigam, sondern von Salve, die ganze Zeit von Salve. Sie sah, wie er sie mit seinem ernsten Gesicht anstarrte; dasselbe war so voll schweren Grams, und sie stand vor ihm wie eine Verbrecherin. Er sagte etwas, was sie nicht hören konnte; aber sie wußte, daß er sie verdammte und daß er den Kleiderstoff über Bord geworfen.

Sie stand frühzeitig auf und suchte ihre Gedanken mit anderen Träumen zu beschäftigen—mit ihrer Zukunft als Frau des Officiers. Doch es war, als wollte Alles, was sie sonst als baares Gold gesehen, sich nun ihr nur als schlechtes Messing weisen. Sie fühlte sich unglücklich und bedachte sich lange, ehe sie in die Wohnung trat.

Karl reiste diesen Morgen nicht. Er hatte eingesehen, daß irgend etwas mit Elisabeth doch nicht in Ordnung sei.

Am Vormittag, als die Schwestern fort und die Stiefmutter beschäftigt war, gelang es ihm, mit ihr allein zu reden; sie ging immer noch wie im Fieber herum und erwartete, daß er mit Madame Beck gesprochen habe.

„Elisabeth!" sagte er, ihr Haar sanft glättend, denn sie sah ganz verzagt vor sich nieder, „ich konnte nicht fort, ehe ich noch einmal mit dir geredet!"

Sie blickte immer noch hinab; doch entzog sie sich nicht seiner Hand.

„Hast du mich lieb? Willst du meine Frau werden?"

Sie schwieg. Endlich sagte sie, etwas bleicher und wie mit Ueberwindung:

„Ja, Herr Beck!"

„Sage nur du, sage Karl," bat er innig, „und—schau mich an!"

Sie sah ihn an, aber nicht so, wie er es erwartet. Es war ein eigen fester, kalter Blick, mit welchem sie sprach:

„Ja—so bald wir verlobt sind."

„Sind wir es denn noch nicht?"

„Wann erfährt es Ihre Stiefmutter?" fragte sie etwas zögernd.

„Liebe Elisabeth, die hier im Hause dürfen nichts merken, ehe—vor drei Monaten, wenn ich...."

Ein Ausdruck ihres Gesichtes und die kurze Art, mit welcher sie die Hand zurückzog, ließ ihn innehalten und das, was er ursprünglich hatte sagen wollen, rasch abändern:

„Nächste Woche, von Arendal aus, schreibe ich dem Vater, und dann erzähle ich der Mutter, was ich geschrieben. Bist du damit zufrieden, Elisabeth, liebe Elisabeth? Oder willst du, daß es gleich abgemacht werde?" rief er entschlossen und griff wieder nach ihrer Hand.

„Nein, nein, nicht jetzt — nächste Woche! Die nächste Woche mag es sein!" rief sie mit plötzlicher Angst, während sie flehend seinen Handdruck erwiderte—zum erstenmale erwiderte.

„Und dann bist du mein, Elisabeth?"

„Ja—dann." Sie suchte seinen Blick zu vermeiden.

„Also lebe wohl, Elisabeth; aber Samstag komme ich wieder; ich kann es nicht länger entbehren, dich zu sehen!"

„Adieu!" sagte sie etwas tonlos.

Er sprang in das Segelboot, welches ihn erwartete; doch sie sah ihm nicht nach und ging den entgegengesetzten Weg in's Haus.

In der Welt der Eindrücke haben kleine Dinge oft schweres Gewicht. Als der Lieutenant Elisabeth erklärt hatte, er wolle sie zu seiner Frau machen, war sie von seiner großartigen Denkweise überwältigt worden. Sie fühlte, ihr Werth habe in seinen Augen Alles aufgewogen. Daß er aber vor dem äußeren Kampf mit der Familie zurückweichen würde, hatte sie dagegen nicht geglaubt. Sie hatte ja selber empfunden, wie peinlich dies werden würde, allein sich in diesem hinter seinen Mannesschild gestellt. Da er nun so unerwartet um den Zeitpunkt zu feilschen begann, erst ihn sogar so weit verschob, daß er selbst nicht mehr hier war, wenn die Sache daheim aufkam, durchfuhr sie ein Gefühl, das sie festhielt wie einen rettenden Strohhalm, um sich doch vielleicht noch bedenken zu können.

Sie kämpfte hart und schwer in den paar Tagen, ehe Karl Beck nach Hause kam, und die Nacht war wie im Fieber.

Am Samstag Abend kam er, und die erste Person, die er begrüßte, war sie — fast schien er aus dem Verhältniß nicht länger ein Hehl machen zu wollen; doch sie huschte still und bleich in der Stube ein und aus.

Er hatte einen Brief vom Vater bei sich und derselbe ward nach der Mahlzeit laut vorgelesen. Er war aus einem südamerikanischen Hafen datirt und auch von Salve war darin erwähnt. Auf der Höhe von Cap Hatteras hatten sie einen schweren Sturm zu bestehen gehabt, so daß sie genöthigt waren, die Takelung der Großstenge zu kappen. Nun hing die Stenge noch an ein paar Tauen und schlingerte in dem gewaltigen Seegang vor und zurück gegen die untere Takelung, so daß diese zerschlagen werden mußte. Da hatte Salve Kristiansen sich hinauf gewagt, um auch den Rest zu kappen, und während er oben saß, ging die ganze Geschichte über Bord. Er fiel mit hinab, doch war er so glücklich, im Fallen eine Toppenant (eine Toppenant ist ein Tau, welches das Raa-Ende (Raanocke) mit dem Topp der betreffenden Stenge oder des betreffenden Mastes verbindet, zu dem Zwecke, die Raa aus der Horizontallage zu bringen—toppen.) zu ergreifen und sich dadurch das Leben zu retten. „Es war ein großes Wagestück," schloß der Bericht; „übrigens ist bei ihm nicht Alles, wie es sein sollte und wie es zu sein schien."

„O, das dachte ich mir immer," äußerte Beck mit verächtlichem Achselzucken; „es war stets ein gottvergessener Geselle, und hat er nicht diesesmal geendet, so findet sich bald eine andere Gelegenheit."

Er bemerkte nicht die zornigen Blicke, welche Elisabeth ihm für diese Worte zuschickte. In diesem Momente fühlte sie mit Verzweiflung, daß nur an ihr die Schuld lag, wenn Salve so tolldreist handelte und so schlecht geworden. Lange saß sie stumm und rang ganz still die Hände im Schooße; sie kämpfte mit einem Beschlusse.

Ehe sie zur Ruhe gingen, flüsterte Karl Beck ihr zu:

„Ich habe schon heute dem Vater geschrieben, und — morgen, Elisabeth, ist unser Verlobungstag! — Wird Minna Augen machen!"

Elisabeth war die Letzte, welche in der Stube herumräumte, und als sie das Gemach verließ, nahm sie ein Stück Papier und Schreibsachen mit sich. Sie legte sich auf's Bett; doch um Mitternacht saß sie bei einem Licht und bemalte das Stück Papier mit Buchstaben. Sie schrieb:

„Entschuldigen Sie, daß ich nicht Ihre Frau werden kann, denn mein Sinn steht nach einem Anderen.

Elisabeth Raklev."

Sie legte es zusammen und schloß es aus Mangel einer Oblate mit einer Stecknadel. Hierauf öffnete sie leise die Thür zu dem Zimmer, in welchem Madame Beck schlief, legte ihren Mund an deren Ohr und flüsterte ihren Namen. Madame Beck wachte auf und erschrak sehr, als sie Elisabeth ganz angekleidet und, wie es schien, reisefertig vor sich stehen sah.

„Madame Beck," sagte das Mädchen leise, „ich will Ihnen etwas anvertrauen und Sie um Rath und Hilfe bitten. Ihr Stiefsohn hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden will.—Das war am vorigen Sonntag — und ich antwortete „Ja!" Aber nun mag ich nicht. Drum will ich jetzt zu meiner Muhme oder lieber noch weiter fort, wenn Sie mir einen Weg wissen. Denn sonst, fürchte ich, kommt er mir nach."

Madame Beck war wie vom Himmel gefallen. Erst machte sie ein ungläubiges, höhnisches Gesicht; allein da sie fühlte, es müsse sich doch Alles gerade so verhalten, setzte sie sich unwillkürlich im Bette höher auf.

„Aber — warum kommst du damit gerade zur Nachtzeit?" bemerkte sie endlich mißtrauisch forschend; ihr schien die Sache noch nicht ganz klar.

„Weil er es heute dem Vater geschrieben und es morgen Ihnen und den Anderen sagen wollte!"

„So—hat er schon geschrieben?"

„Also deshalb hat er dich in's Haus gebracht!" bemerkte sie nach einer Pause etwas bitter.

Da fiel ihr bei, daß in Elisabeth's Benehmen doch etwas Edles lag. Sie sah sie freundlicher an und sprach:

„Ja, du hast Recht;—es ist am besten, du kommst fort — irgendwo hin, wo er dich nicht so leicht erreicht."

Sie begann zu überlegen. Da kam ihr ein leuchtender Gedanke; sie stand auf und kleidete sich an. Es war eines Mannes Klugheit in ihr und sie war gewöhnt, alle Angelegenheiten selbst zu führen. Gerade in den letzten Tagen hatte der Schiffer Garvloit, der mit ihrer Halbschwester verheirathet war, sich um ein norwegisches Mädchen erkundigt, welche im Hauswesen mithelfen konnte, das war ja ein Platz für Elisabeth. Es galt blos an Bord seiner Kuff (Holländisches Schiff, ziemlich breit gebaut, Groß- und Besanmast) zu gehen, welche segelklar dalag.

Madame Beck schrieb sogleich einen Brief an Garvloit, den sie Elisabeth übergab, und händigte ihr dazu eine ziemlich runde Geldsumme aus, den Lohn, welchen jene verdient, wie sie sagte.

So ruderte Elisabeth in der stillen Mondscheinnacht allein in der kleinen Brahm nach Arendal. Sternenerfüllt lag der glänzende Sund zwischen den tiefen Schatten der Berghänge, während ein oder der andere helle Mast verrieth, daß Fahrzeuge unter Land waren. Manchmal fiel eine lange Sternschnuppe und Elisabeth war voll jubelnder Freude, welche sie oft dämpfen mußte, indem sie auf lange Strecken hin hart darauf los ruderte. Sie war wie aus der Gefangenschaft entkommen, befreit von einem lastenden Uebel. Und — Marie Forstberg! Wie freute sie sich darauf, sie zu sehen!

Sie gelangte vor Tag in die Stadt und ging sogleich zu der Muhme; dieser erklärte sie, Madame Beck wünsche, daß sie eine Stellung bei Garvloit in Holland annehme, welcher gerade segelfertig da lag. Sie zeigte ihr den Brief—es hatte solche Eile.

Die Muhme hörte sie eine Weile an; dann sagte sie plötzlich:

„Elisabeth—es ist etwas mit dem Marine-Officier vorgegangen!"

„Ja, Muhme," erwiderte sie aufrichtig; „er hat mich zur Frau verlangt."

„Nun und —?"

„Und da antwortete ich anfangs so viel wie „Ja"; — aber ich mag ihn nicht, und da sagte ich es Madame Beck."

Die Geberden der Muhme zeigten, wie überraschend sie diese Neuigkeit fand.

„Also du hast ihn nicht mögen?" sagte sie endlich. „Wahrscheinlich deshalb, weil du lieber den Salve Kristiansen magst?"

„Ja, Muhme," versetzte sie leise.

„Ei, warum nahmst du ihn dann nicht?" meinte die Muhme ziemlich hart.

Elisabeth kriegte Thränen in die Augen.

„Ja — wie man sich bettet, so schläft man," bemerkte die Alte, welche stets stark in Sprichwörtern war, strengen Tones und ging an die Bereitung des Kaffees.

Ehe Elisabeth sich zur Kuff hinausrudern ließ, begab sie sich in's Posthaus, wo sie Marie Forstberg schon außer Bette und im Morgenkleid in der Stube beschäftigt fand.

Marie war sehr erstaunt, als Jene ihr von ihrem neuen Entschlusse erzählte. Die Stelle war so vortheilhaft, ein fast selbstständiger Posten im Hause, und Madame Beck hatte ihr selbst es angerathen, sagte Elisabeth, welche es geschickt vermied, die andere auf die richtige Spur zu leiten.

Daß Marie Forstberg sich die Geschichte doch nicht gut zusammenzureimen wußte, merkte Elisabeth an ihren Augen. Als sie von einander Abschied nahmen, umarmten sie sich und weinten.

Im Landhause draußen herrschte große Ueberraschung über Elisabeth's Verschwinden. Der Lieutenant hatte ihren Brief im Thürspalt gefunden, doch sich nicht gedacht, daß sie abgereist sei, und hatte in gewaltiger Gemüthsbewegung das Haus verlassen, um erst spät Nachmittags heimzukommen.

Inzwischen hatte Madame Beck den Töchtern die Sache mitgetheilt, welche man vor Fremden natürlich geheim halten mußte.

Obgleich sein Blick suchte, so fragte der Lieutenant doch erst am Abend ausdrücklich nach Elisabeth, und als er erfuhr, daß sie weggegangen und nun vielleicht schon unter Segel nach Holland sei, saß er wie versteinert da. Dann betrachtete er höhnisch Eine nach der Anderen.

„Wüßte ich, daß ich dieses Einer von euch zu verdanken habe," rief er endlich, „so...." er packte den Stuhl, auf dem er gesessen, schlug ihn auf den Boden, so daß er in den Fugen krachte, und lief in sein Zimmer. Doch ihr Brief war leider deutlich genug — sie liebte einen Anderen, und er wußte auch, wer es war.

XIV.

Als die „Juno" das letztemal von Arendal wegfuhr, hatte sie nur einige Mann ihrer alten Besatzung gewechselt. Um das Frühjahr fanden sich damals, wiewohl auch jetzt, nicht wenige Leute aus den Fischerei-Districten des Westlandes ein, um sich zu verheuern. Sie kommen in ihrer Fischertracht, von der Arbeit im Boote beschmutzt und gebeugt, und bringen statt der gewöhnlichen schrägen Schiffskiste ihre runden Bauerntruhen mit. Ihrem Wesen fehlt der seemännische Zuschnitt und sie erlangen nur mangels anderer Matrosen einen Platz auf Schiffen, welche auf Langfahrt sollen.

Solch' einen Matrosen aus irgend einem Fjordwinkel nördlich von Stavanger, hatte die „Juno" an Bord gekriegt, und es schien, als ob er Aller Sündenbock werden sollte. Es war ein vierschrötiger Mensch mit einem rothbraunen Bart um das große, grobe Gesicht. Er hieß Nils Buvaagen, ging unseemännisch mit niederhängenden Armen, gleich einer trägen Schildkröte, über das Deck, und es wäre kühn gewesen, zu behaupten, daß er, wie die meisten Leute dieses Schlages, ungewöhnlich ausdauernd im Ertragen von Mühe und Strapazen war. Wenn er im Unwetter den Kopf mit der Pelzmütze aus dem Reef hervorsteckte, sich umschaute und dem Wetter in's Gesicht grinste, erinnerte er an die Fratze eines Vikings; und auf seinem Ausguckposten hielt er aus, wenn auch eine See um die andere ihn niederschlug. Er war unglaublich naiv, besonders wenn man die Rede auf seine Frau und seine Kinder lenkte—denn von letzteren hatte er ein Nest voll. Der Koch, ein arger Spottvogel, konnte ihn da bis zum Flennen bringen—ein Kunststück, welches er zu der Anderen großen Unterhaltung vorführte.

Doch bei allem Spott und aller Neckerei nährte man für diese bäuerische Figur doch eine Art Respect. Der Einzige, welcher ihn in Schutz nehmen zu wollen schien, war Salve; er gebrauchte seine scharfwortige Zunge oft zu Nils' Gunsten; doch gewiß mehr, weil er sah, daß dieser Mann die übrigen Alle auf dem Nacken habe, als aus eigentlicher Sympathie.

Ein Ereigniß sollte Beide enger verknüpfen.

Bei der Ausfahrt hatten sie in einer dunklen Nacht die Foreland-Leuchtthürme passirt und kreuzten die Straße von Dover in einem so dichten Nebel und Regen, daß sie am Nachmittag nicht einmal das Wimpel auf dem Großtopp unterscheiden konnten. Dabei ging die See, wie es in diesem Fahrwasser oft geschieht, außerordentlich krapp (eine krappe See = eine kurze, spitze See, Welle im Gegensatze zu den langen Wellen eines ruhigen Wassers,) und schwer. Unablässig tönten Glocken und Hornsignale von den vielen Schiffen durch die Nacht; denn sie kreuzten an einander vorbei, so gut wie im Blinden durch die Nacht, mit steter Gefahr, sich gegenseitig in den Grund zu bohren. Da plötzlich erscholl im Dunkeln von Backbord her, über welches soeben eine Sturzsee gegangen:

„Ausgucksmann über Bord! — Nils Buvaagen!"

„Mann über Bord!" wiederholte es kurz und scharf von den verschiedenen Posten her; doch unter diesen Verhältnissen dachte Niemand an Rettung.

Salve stand beim Röstwerk und sah eine Gestalt mit ausgestreckten Armen außer Bord vorbeigleiten. Eilig sprang er achterwärts, indem er unterwegs das Stück Leine, welches er in der Hand hielt, aufmachte. Nun sah er den Mann hoch emporgetragen von der Woge, die ihn gerade gegen das eintauchende Achter-Ende schleudern wollte. Es war keine Fadenlänge zwischen ihnen. Salve warf die Leine aus und Nils Buvaagen war gerettet.

Von jener Stunde an war Nils Buvaagen Salves treuester Freund und dieser war für Freundschaft auch nicht unzugänglich, obgleich sie sich bei ihm mehr in Thaten und gelegentlicher Hilfeleistung als in vertraulichen Mittheilungen äußerte. So erdreistete der Koch sich nicht länger, mit ihm seinen Spaß zu treiben.

Seither waren ein paar Monate vergangen. Die „Juno" lag segelklar in der Rhede von Montevideo, wo man Häute eingenommen. Der Rest der Ladung für Europa, nämlich Kaffe, sollte oben in Rio gefaßt werden, und mittlerweile führte man Kohle im leerer Schiffsraum.

Das Schiff lag im tropischen Costüm da; über Vorder- und Achterdeck waren zum Schutz gegen die Sonnenhitze Zelte aus Segeltuch gespannt und die Mannschaft ging, entsprechend luftig gekleidet, in offenen Hemden und aufgestrickten Leinenhosen, ganz braun und schweißglänzend umher und schnappte nach jedem Lufthauch. Es war des Jahres heißeste Zeit; das Pech schmolz in den Deckfugen, und von der Schiffsseite rann das Theer herab.

So lag man schon einige Tage, denn man hoffte noch auf die Post, welche man bereits bei der Ankunft zu finden erwartet hatte. Die Ungeduld, mit welcher man derselben entgegensieht, und die Enttäuschung, die sich in allen Mienen malt, wenn sie ausbleibt, kennt nur Jener, der auf einem solchen Weltfahrer gewesen ist. Da ist wohl kein Mann an Bord, welcher nach so langer Zeit sich nicht freute, etwas von der Heimath, von Weib und Kind, der Liebsten oder Verwandten zu hören, und auch Derjenige, welcher keine solchen Bande hat, scheint gleich gespannt; denn das Heimweh wächst an Bord immer mächtiger an. In den fremden Häfen mag es manche, oft wilde Vergnügungen geben, allein der Gedanke, den Fuß auf den Boden des Vaterlandes zu setzen, wird endlich der alleinherrschende und ist gewiß die Hauptursache, welche den norwegischen Matrosen abhält, lang unter fremder Flagge zu dienen.

Soeben legte die Heckjolle an. Der geputzte Steuermann flog trotz der erschlaffenden Hitze wie eine Katze die Fallreepstreppe hinan und verschwand rückwärts in der Hütte, wo der Capitän an einem Tische bei Glas und Caraffe saß. Capitän Beck hatte einen Kranz gerade herabgekämmter Haare um den kahlen Kopf, den er in der Hitze beständig abtrocknete. Sein fleischiges, rothwangiges Gesicht zeigte durch die Färbungen, daß er schwerlich so ruhig war, wie er sich den Anstrich gab, indem er das Packet unberührt auf dem Tische ließ. Er nickte dem Steuermann zu und dieser entnahm daraus, daß er für's Erste abtreten und drüben auf der anderen Seite der Hütte warten solle.

Beck schnitt das Briefpacket auf und sein Gesicht leuchtete auf, als er darin einen Brief mit der Aufschrift von seines Sohnes Hand erblickte. Darauf begann er mit heiterer Miene die Briefe nach den Adressen zu sortiren und machte dazu eine oder die andere Bemerkung.

„Steuermann!" rief er mit lustiger Betonung, indem er Alles zusammenraffte und Jenem hinreichte, „hier sind Briefe in Hülle und Fülle, von Frauen und Liebsten!"

Man hatte bemerkt, daß der Steuermann mit einem Packet im Arm über die Fallreepstreppe gekommen war, und daß es die Post sei, verbreitete sich wie ein Lauffeuer über das Deck hinab in das Banjer (ein Theil des Zwischendecks), in Roof und Kombüse. Als daher der Steuermann die Adressaten aufzurufen begann, war schon die ganze Besatzung um die große Luke versammelt, bis auf ein oder oder zwei Nachzügler, welche sich oben in der Takelung befunden und welche nun eilfertig an den Webeleinen herabenterten.

Der Einzige, welcher weder Nachricht erwartete noch zu ersehnen schien, war Salve Kristiansen. Während die Briefe vertheilt wurden, stand er mit zusammengepreßten Lippen achterwärts beim Steuerrad, scheinbar blos mit den zwei Rudergästen beschäftigt, welche die Heckjolle aufhißten und festhakten. Hie und da legte er mit Hand an; allein die Art, in welcher er es that, verrieth gerade nicht den wohlwollendsten Humor.

Es war etwas Rüdes, Unfreundliches in sein Wesen gekommen, und wenn der Capitän gelegentlich nach Hause berichtet, er sei nicht ganz zufrieden mit ihm, so hatte das seinen guten Grund. Es waren allerlei Unannehmlichkeiten mit ihm vorgefallen, und gab es einen Zwist an Bord, so konnte man allzeit sicher sein, daß er dahinter stak. Außerdem glaubte der Capitän die Wahrnehmung gemacht zu haben, daß Salve gegen ihn persönlich Bitterkeit nähre.

Mit Ausnahme des Capitäns, welcher hinter der Hütte saß, war übrigens Salve der einzige Mensch, der auf dem Deck zu erblicken. Der erste Steuermann hatte sich mit einem Brief seiner Braut in seinen Verschlag zurückgezogen; der zweite Steuermann lag im Großboot und studirte einen ähnlichen und die ganze Besatzung schien völlig verschwunden. Hätte man gesucht, man würde die Briefleser je zwei und zwei liegend gefunden haben, Alle damit beschäftigt, ihre Schreiben zu buchstabiren und zu genießen, auf den abgelegensten Plätzen, vom Groß- und Vormars an bis zu den Kojen unten im Zwischendeck oder im Matrosenroof. Man las in der Kombüse und unter der Back, ja, selbst am Bugspriet draußen hatte Einer unter den Falten des niedergeholten Klüvers ein ruhiges Versteck gefunden.

Capitän Beck saß hinter der Hütte und las des Sohnes langen Brief. Er war hummerroth im Gesicht und sah aufgebracht aus.

Der Sohn bat um seine Einwilligung zur Verlobung mit Elisabeth, und der Vater fand trotz aller schönen Worte heraus, daß es eine abgemachte Sache sei, an der nicht mehr zu rütteln war.

Die unwillkürlichen Bewegungen und halblauten Ausrufe verriethen genügsam, in welche gewaltige Aufregung der Brief den Capitän versetzte.

Er saß noch eine Weile still und trommelte auf dem Knie und warf Salve, welcher beim Rad stand, alles eher als freundliche Blicke zu. Es schien, als verspüre er Lust, seinen Groll an dem jungen Manne auszulassen. Er wußte, daß Salve daheim Elisabeth hatte Geschenke machen wollen und nach aller Wahrscheinlichkeit um sie geworben habe; und nun sollte dasselbe Mädchen die Frau seines Sohnes, des See-Officiers, werden!

Da schlug er die Hand, welche den Brief hielt, so fest auf den Tisch, daß Glas und Caraffe herabfielen. Er stieß mit dem Fuß nach den Scherben und ging mit hastigen Schritten über das Deck. Als er an Salve vorüberkam, konnte er kaum sich bezähmen; doch drehte er sich vor ihm jäh auf den Haken um und wandelte ein paarmal auf und ab.

Salve errieth aus den Blicken des Capitäns, daß dieser im Begriff gestanden war, ihm etwas Unangenehmes zu sagen, und seine trotzige Miene und Haltung bewies, daß er auch bereit sei, es entgegenzunehmen.

„Wo ist der zweite Steuermann? Wo ist die ganze Wache?" rief er zornig, als er wieder umkehrte, und sah sich scheinbar verwundert um; er wußte ja recht gut, wie das kam, und es war doch bestimmt worden, erst später zur Abendbrise die Anker zu lichten.

„Hoi!" rief aus dem Großboot der Steuermann, welcher in seiner behaglichen Beschäftigung gestört war, indem er sich erhob und mit dem Brief in der Hand etwas verstört herbeieilte.

„Klar zum Lichten!—Alle Mann auspurren!" commandirte Beck und brüllte zum Ueberfluß die Ordre noch durch das Sprachrohr.

Mit saueren Mienen kamen die Leute aus ihren verschiedenen Schlupfwinkeln; sie waren auf Alles eher vorbereitet, als auf diese Ueberraschung im Sonnenbrand; und nun hagelte es Befehle über das Segelsetzen und Ankerlichten, als ob der Capitän besessen wäre.

Jedoch aus dem Gesang oder, besser, Geheul, das vom Gangspill herüberdrang und die verschiedenen Arbeiten begleitete, ließ sich ohne Mühe auf die erhitzte Stimmung der Mannschaft schließen. Dieselbe hatte Ruhe bis nach der Mahlzeit erwartet, wo man im Roof die Nachrichten und Neuigkeiten hatte austauschen wollen. Der gewohnte englische Aufgesang für das Anholen der Bulienen (Buliene, richtiger Bugleine, = ein Tau, mit welchem das vorderste Liek eines Segels nach vorn gespannt wird, gewöhnlich nur in Untersegeln gebräuchlich,)

"Haul the bowline,
The captain is growling,
Haul the bowline,
The bowline haul!"

wurde von den halbnackten, in der Sonne schwitzenden Matrosen, welche die Bulienen holten und die Marssegel streckten, mit verbissenem Aerger gesungen. Unter dem anstrengenden Anholen, wobei man den schweren Anker am Buge aufgekattet, (einen Anker aufkatten = den Anker zum Krahnbalken aufwinden,) hatte der Steuermann ermunternd gerufen:

„Nun Jungens, frisch d'rauf!"

Doch die Endworte der Weise:

"Ah, holt ein—ah ein—ah—!
Cheer my men!"

wurden mit höhnischem Johlen hervorgestoßen.

Schweißtriefend stand Nils Buvaagen da; er hatte das Futter aus seiner alten Pelzmütze genommen und trug eigentlich nicht mehr als Schwimmhosen, so daß seine riesenstarke Gestalt recht sichtbar wurde. Es war der braune Bär des Nordens im Klima des Tigers. Er pflegte nicht zu singen und sein geduldiges Gemüth theilte schwerlich das Mißvergnügen der Kameraden, welche ihren Groll ausjohlten. Er setzte eben den letzten Halbstich (Halbstich = eine Art Stich, mittelst dessen man einen Gegenstand an einen andern befestigt. Ein Stich ist die Verwicklung oder Zusammenstechung eines Tau-Endes mit dem Tau selbst, um einen Gegenstand festzuhalten; der Stich wird im Gegensatze zum Knoten nicht fest angezogen,) auf den schweren Anker.

„Nun werdet ihr euch gleich beim Hissen des Klüwers und Jagers abkühlen. Wenn wir um die Landspitze sind, müssen alle Leesegel aus!" bemerkte Salve ironisch. Soeben hatte er mit einigen Anderen die schwere Arbeit des Setzens des Bagiensegels (Segel an der Bagienraa, der untersten am Kreuzmast,) vollführt.

Die Aussicht, die Leesegel zu setzen, verfinsterte alle Gesichter, denn es ist dies überaus mühsam und die Leute meinten, sie seien ohnehin schon dem Gebratenwerden nahe.

Währenddessen kam aus dem Sprachrohr des Capitäns ein Hagelschauer von Befehlen, und antreibende Verweisworte begleiteten dieselben; diesen Abend wurde er erst spät müde. Sie führten jede Ordre um so unwilliger aus, da Niemand zweifelte, es gschehe Alles blos, um sie zu „schinden" und um sich an ihnen für das Mißvergnügen zu rächen, welches sie, ehe sie Montevideo anliefen, ziemlich spitzig über die Schiffskost geäußert hatten. Dort hatten die Matrosen nur knappen Urlaub erhalten — unter dem Vorwand der politischen Unruhen, welche damals in den Laplatastaaten herrschten, und in Folge welcher die verschiedenen Parteien sich täglich in den Straßen von Montevideo schlugen.

In der Besatzung eines Schiffes, und oft gerade in der besten, äußert sich mit der Zeit ein gewisser unruhiger, unzufriedener Geist, wenn man zu lange mit einander fährt. Die Mannschaft hat sich gegenseitig zu genau kennen gelernt; Jeder kennt die Eigenheiten im Wesen des Anderen schon in- und auswendig, und zuletzt kommt es so weit, daß man sich langweilt und daß selbst Zank und Streit in dem einförmigen Schiffsleben zur Zerstreuung dient.

Während der langen Reise im heißen Klima war ein Theil der Lebensmittel milbig und müssig geworden. Man prügelte den Koch unter dem Vorwande durch, daß er die Töpfe nicht ordentlich auswasche, und eines Abends hatte der Capitän, als er bei Mondschein auf der Hütte oben promenirte, einen ranzigen Häring gefunden, welcher mittelst eines Steertes (Steert = ein kurzes Tau, welches an Gegenstände befestigt wird,) auf vier Beine gestellt worden war. Wegen dieses Streiches warf der Capitän seinen Verdacht unbilligerweise auf Salve, welches im Gegentheil sogar in der Back einen Vorschlag eingebracht, daß man wegen der Kost eine Deputation achterwärts sende.

Die folgenden Tage verbesserten die Laune des Capitäns nicht;—er schaute so roth aus, als litte er an Blutandrang, und Salve bemerkte, daß er ihn mit zornigen Augen ansah, so oft er in die Nähe kam.

Endlich konnte Beck sich nicht länger beherrschen. Er mußte dem Grimm über des Sohnes Verlobung Luft machen, und wenn es auf eigene Unkosten geschah und er Salve auch fühlbar verletzte. Dieser hatte eben eine Taurolle ausgelegt, als der Capitän, welcher bisher schweigend dagestanden und zugeschaut hatte, plötzlich ohne Veranlassung und in verächtlichem Tone ausbrach:

„Du kennst sie ja, diese Elisabeth Raklev, welche ich in's Haus nahm! Nun hat mir die Post die erfreuliche Nachricht gebracht, daß sie sich mit meinem eigenen Sohn verlobt hat!"

„Glückauf, Capitän!" erwiderte Salve, ganz weiß über's Gesicht. Die Stimme versagte ihm, so daß man es kaum hörte, allein es schoß ein trotziger, wilder Blick aus seinen Augen.

„Natürlich hat er das Mädchen wollen!" brummte der Capitän, als sich Salve entfernte. „Nun, jetzt kann er sich darüber ärgern anstatt über die Schiffskost," schloß er mit dem Ausdruck von Befriedigung, und damit bereitete er sich vor, die Höhe aufzunehmen, da der erste Steuermann, den Sextanten putzend, die Cajütentreppe heraufkam.

Spät am Abend waren Salve und Nils Buvaagen mit einander auf der Großraa, um am Großsegel eine Ordre auszuführen. Die übrigen Leute waren schon hinabgeentert, doch Salve, welcher der Einsamkeit bedurfte, stand noch auf den Peerden (Peerde oder Pferde sind Taue unter den Raen, auf welchen die Matrosen, wenn sie beim Arbeiten am Segel oder Raa einen Halt brauchen,) und stützte den Elbogen auf die schwere Raa.

Der Himmel über ihnen flammte wie eine Kuppel, welche dicht, ganz dicht mit schimmernden Goldnägeln beschlagen ist. Schräg über dem Horizont stieg das südliche Kreuz empor und in der warmen Nacht glänzte vor Aufgang des Mondes der Abendstern mit einem Silberschein, welcher dem Deck klares Licht und Schatten gab.

Das Schiff pflügte durch das magisch leuchtende Meer und zog das Kielwasser als langen, bläulich blitzenden Phosphorstreifen hinter sich her.

Salve's Aussehen und Wesen hatte Nils schon tagsüber verrathen, daß mit ihm etwas Ungewöhnliches vorgegangen sei, und als er merkte, daß sein Freund heroben blieb, blieb er auch, indem er äußerte, es sei gut, sich ein wenig abzukühlen, statt gleich in's Banjer unter das schwüle Zwischendeck schlafen zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

— **Der höchste Grad des Beschäftigtsein.** Knolle: „Könnten Sie mich vor Ihrer Abreise nicht noch einmal besuchen?" — Kolle: „Bedaure sehr, durchaus keine Zeit zu haben! Kann nicht einmal zu mir selbst kommen!"

Der verzauberte Revolver.

Als vor mehreren Jahren, so erzählt der Zollbeamte John S. Vann von Laredo in Texas, die mexicanische Central-Bahn gebaut wurde, fanden es die Bauunternehmer angemessen, den Bau in einer dürren Wüste südlich von Chihuahua einige Monate lang einzustellen. Kaum war es bekannt geworden, daß die Bahn vorläufig nicht weiter gebaut werden solle, als auch schon eine neue „Stadt" wie ein Pilz aus dem Erdboden sprang. Die Stadt, welche den Namen „Tracks End" erhielt, bestand aus einer Straße, zu deren beiden Seiten sich leichte Gebäude aus Holz, oder schwerere, wenn auch nicht solidere Lehmhütten erhoben. Bald fanden sich Abenteurer und Verbrecher in Menge ein, und es entwickelte sich in der Ortschaft ein sehr lebhaftes Treiben.

Die Hauptrolle in der „Stadt" spielten die professionellen Spieler. Viele von den Leuten, welche an der Eisenbahn gearbeitet hatten, besaßen noch etwas Geld und zeigten sich in der Regel nie abgeneigt, ihr Glück am Spieltische zu versuchen, um auf diese Weise „schnell reich" zu werden. Waren die Eisenbahnler ausgebeutet, dann suchten die Spieler sich untereinander zu übervortheilen, und sehr häufig kam es dabei zu Mord und Todtschlag.

Als ich nach Tracks End kam, war es bereits Abend. In den Wirthschaften und Spielhöllen brannten überall helle Lichter, und ein wüster Menschenhaufe drängte sich auf der Straße. Grelle Tanzmusik und häßliche, geschminkte Frauenzimmer, betrunkene Männer und professionelle Spieler, die sogar auf offener Straße ihre Spieltische aufgestellt hatten: das war das Bild, welches sich mir zuerst darbot. Dazwischen hinein hörte man Fluchen und Toben, und auch Revolverschüsse waren keine Seltenheit.

Ich betrat eines der Locale, welches den stolzen Namen eines Hotels führte. Nachdem ich mich dem schmutzigen Wirth vorgestellt, wusch ich mich und begab mich zu Tische, um mein Abendessen einzunehmen. Ich konnte kaum einen Bissen hinunterwürgen, doch zwang ich mich, das äußere Decorum nicht zu verletzen. Der Wirth hätte es mir übel bezahlt, wenn ich es gewagt hätte, die mir vorgesetzten Speisen zu tadeln.

Dann begab ich mich in die „Stadt" hinaus. Eine große Menge strömte nach einem Hause, in welchem sich allem Anschein nach die am meisten besuchte Wirthschaft des Ortes befand. In kurzer Zeit stand ich, von Anderen gedrängt, an einem Tische, an welchem ein Spieler gerade im Zuge war, einen bärtigen Mann auszubeuten, der trotz seines ruppigen Aussehens jedenfalls ziemlich reichlich mit Geld versehen war. Erst später erfuhr ich, daß der Bärtige Ben White hieß und früher Sectionsvorsteher an der neuen Bahn gewesen war.

White hatte offenbar Pech, denn er verlor fast einen jeden Einsatz. Er war unruhig und aufgeregt, und seine Hände zitterten, als er sein Geld auf den Tisch legte. Dabei murmelte er unverständliche Worte in seinen Bart hinein.

Das Spiel dauerte nicht lange. Bald war der letzte Dollar fort, den White in seinem Besitz gehabt hatte. Der Unglückliche lehnte sich über den Tisch und flüsterte dem Spieler einige Worte zu.

„Sie sind verrückt!" schrie ihn dieser mit lauter Stimme an. Im nächsten Augenblick hatte White den Spielapparat vom Tisch gerissen, hielt ihn vor das Licht und warf ihn dann mit einem kräftigen Wurfe dem Spieler in's Gesicht. Ein wüthender Aufschrei erfolgte, dann sah ich, wie dem Spieler das Blut vom Gesichte rann, und im nächsten Augenblick war White von seiner Umgebung fortgedrängt und befand sich bald auf der Straße. Andere Leute folgten ihm, und auch ich zog es vor, in mein „Hotel" so schleunig wie möglich zurückzukehren.

Kaum hatte ich mich dort hingesetzt, als ich auf der Straße wildes Laufen hörte. Dann vernahm ich das Knattern eines Revolvers, den verzweiflungsvollen Ausruf: „Thu's nicht," und abermals folgten zwei Revolverschüsse. Jetzt wurde Alles still. Ich trat auf die Straße: Ben White war von dem Spieler, einem Manne Namens Newton, erschossen worden und lag todt auf der Erde.

Bald erfuhr ich Näheres über die Geschichte. Ben White hatte den Spieler schon seit längerer Zeit im Verdacht gehabt, daß er ein Betrüger sei, und an diesem Abend ihm offen seine Meinung gesagt. Dann hatte er ihm den Spielapparat in's Gesicht geworfen und war von den Anderen zur Thüre hinausgedrängt worden, ehe der Spieler Zeit hatte, sich das Blut aus dem Gesicht zu wischen. Kaum war Newton jedoch mit dieser Aufgabe fertig, als er auch schon auf die Straße hinauslief und seinen Feind einzuholen suchte. White zog seinen Revolver und versuchte sechsmal, auf seinen Angreifer zu feuern, hatte aber damit keinen Erfolg. Der Revolver ging nicht los, und Newton fand jetzt Gelegenheit, den unglücklichen White durch zwei Kugeln todt zu Boden zu strecken.

Man untersuchte Whites Leiche und fand in der erstarrten Hand seinen Revolver. Es wurden verschiedene Versuche angestellt, das Mordinstrument abzufeuern, aber dies wollte keinem Menschen gelingen. Die Patronen waren augenscheinlich in Ordnung, und der ganze Mechanismus klappte ganz vorzüglich, aber es war einfach unmöglich, einen Schuß abzufeuern. Die Geschichte mit dem Revolver interessirte die Leute mehr, als der todte Mann. War der Revolver verhext oder bezaubert? That man die Patronen aus ihm in einen andern, dann knallte es lustig darauf los, als ob Alles in „der schönsten Ordnung" sei.

Sechs Monate waren über dem Vorfall vergangen. Die Bahn wurde mittlerweile weiter gebaut, und mit der Herrlichkeit von Tracks End hatte es ein Ende. Die früheren Bewohner der Stadt befanden sich entweder als Leichen im Friedhof, oder als lebendige Menschen in den Zuchthäusern des Staates. Ich sprach um diese Zeit mit einem Advocaten in Chihuahua.

„Ich will Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen," sagte der Advocat zu mir. „Sehen Sie diesen Revolver? Nun, ich wette Hundert gegen Eins, daß Sie nicht im Stande sein werden, eine Kugel aus ihm abzufeuern. Versuchen Sie es einmal!"

Der Mann hatte Recht, ich konnte mit dem Revolver nicht schießen.

„Sehen Sie," erzählte er mir, „das ist eine eigenthümliche Geschichte. Ein Mann Namens Ben White war in Tracks End mit einem Spieler in Streit gerathen. Der Spieler merkte, daß ihm sein Feind an den Kragen gehen wolle, und wollte ihn unschädlich machen. In einem unbewachten Augenblick setzte er sich in den Besitz des Revolvers und feilte die Spitze des Hahnes ab, so daß sie die Patronen nicht mehr berühren konnte. Kein Mensch konnte es dem Revolver ansehen, daß er auf diese Weise nutzlos geworden war. Sonst hätte wohl Newton an Ben Whites Stelle seinen Tod gefunden."

— **Ballgespräch.** — Herr: „Mein Fräulein, an was denken Sie soeben?" — Fräulein: „An nichts! — Herr: „D'rum schauen Sie so gedankenvoll d'rein!"

— **Ein entsetzliches Verbrechen** ist am 10. März in Berlin verübt worden. Noch steht in aller Gedächtniß die furchtbare Blutthat der Frau Eckart, welche jetzt hinter hohen Mauern ein geistumnachtetes Dasein fristet, und diese Unglückliche hat in der Frau des Schuhmachers Heidefeld eine Nachahmerin gefunden. Frau Heidefeld war eine glückliche Mutter von zwei hübschen kleinen Knaben im Alter von 2 und 4 Jahren. Die erste Zeit ihrer mit dem Schuhmacher Heidefeld verlebten Ehe war durch nichts getrübt, der Mann war fleißig, sparsam, tüchtig. Doch seit sie in der fünften Etage der Falkensteinstraße 14 wohnten, schien das Glück geflohen. Der Verdienst wurde so gering, daß er selbst zum Nothwendigsten kaum ausreichte und mit den bittersten Nahrungssorgen bildete sich bei der unglücklichen Frau der Wahnsinn aus. Nachdem am Vormittag Heidefeld die Wohnung verlassen, um Arbeit zu suchen, da flackerte es in dem Geiste der Mutter dämonisch auf. Nachdem sie mit festen Zügen einige Zeilen auf ein Stück Papier geworfen, ergriff sie ihre beiden Lieblinge und hing sie, den Kleinsten an die Ofenthür, den Größeren an die Thürklinke, auf. Dann eilte sie, wie von Furien gepeitscht, zum Hause hinaus. Als der Vater am späten Nachmittag die Wohnung betrat, stockte sein Blut. Im ungewissen Dämmerschein sah er seine Kleinen als Leichen hängen. Mit schrecklicher Stimme schrie der bedauernswerthe Mann um Hilfe, die ihm doch Niemand zu bringen im Stande war. Nachbarn eilten herbei und flogen dann zur Polizei. Der auf dem Tisch liegende, an die Mutter der Kindesmörderin gerichtete Zettel besagte, daß die unglückliche Mutter das Leben weiter zu ertragen nicht im Stande sei und vor Allem hätte sie nicht den Muth, ihre Kleinen leiden zu sehen. Die Kinder werde sie vor bitteren Sorgen für alle Zukunft schützen und dann selbst Ruhe finden. Ein zweiter, an ihren Mann, den Vater der hingemordeten Kinder, gerichteter Zettel zeigt, in welchem guten Verhältniß die beiden Ehegatten bis zur letzten Stunde zusammen gestanden. Nachdem sie ihn um Verzeihung gebeten für das entsetzliche Verbrechen, welches sie vorhabe, schrieb sie: Gott segne Dich, mein geliebter Mann. Ich bin körperlich und geistig so gebrochen; für mich giebt es keine Rettung mehr. — Und in der That sagen die Nachbarsleute, daß die unglückliche Frau in letzter Zeit sehr aufgeregt und nervös gewesen sei, während der Schuhmacher Heidefeld, wenn auch kärglichen, so doch ständigen Verdienst gehabt und nicht, wie die Morgenblätter meldeten, dem Trunk ergeben gewesen sei. Die gräßliche That muß vor 2 Uhr von dem jedenfalls dem Wahnsinn verfallenen Weibe begangen worden sein, denn zwischen 2 und 3 Uhr ist sie von einem Hausbewohner gesehen worden, wie sie in der Richtung nach dem Canal geflohen ist. Ebenso hat gegen 3 Uhr Jemand einen Körper im Wasser auftauchen sehen, der aber gleich darauf wieder untergegangen ist.

— **In Solingen** (Rheinprovinz) hat sich in der Nacht zum 5. März ein grausiges Drama abgespielt. Einem Arzte, welcher um eineinhalb Uhr an den Thatort berufen wurde, bot sich ein schreckliches Bild. In einem kleinen, niedrigen Häuschen sah er beim Eintritt in die enge, schmutzige und schlecht erleuchtete Stube in einer großen Blutlache zwei Menschen liegen. Einer lag auf dem Rücken mit ausgestreckten Armen und Beinen, und mit gläsernem Blicke stierte er gegen die Zimmerdecke. Eine große klaffende Wunde befand sich an der rechten Halsseite und drei große lange Schnittwunden hatten die linke Gesichtsseite vom Kopf bis zum Kinn durchfurcht! Er hatte ausgelitten! Der andere lag an dessen linker Seite, zum Theil auf ihm, zusammengekauert auf dem Gesicht. Eine große Schnittwunde hatte dessen linke Achselhöhle durchschnitten und das roth und blau gestreifte Hemd war von Blut durchtränkt. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß der Puls noch schlug, und als er von den drei anwesenden Nachtwächtern aufgehoben wurde, stieß er die Worte hervor: „Ich bin nicht todt!" Er wurde verbunden und wird wahrscheinlich noch gerettet werden. In der Stube stand auf einem kleinen unsauberen Tische eine leere Flasche nebst Glas; ein Spiel Karten lag darauf zerstreut, und eine kleine Petroleum-Lampe mit zerbrochenem rußigem Cylinder erhellte spärlich das dumpfe Gemach. Neben der Leiche stand halb bekleidet und stieren Blickes die Frau des Getödteten und an der Wand hing ein altes Bild des gekreuzigten Heilands! Der in der Dachstube wohnende Eigenthümer des Häuschens hatte die im Erdgeschoß wohnenden Miether mit einem Brodmesser angegriffen und sich dann der Polizei gestellt.

— **Aus dem fränkischen Württemberg** wird folgender Vorfall mitgetheilt: Kürzlich in der Morgenfrühe, etwas vor der fahrplanmäßigen Ankunftszeit, kam in der württembergischen Oberamtsstadt Oehringen der Postwagen, welcher dahin von Niedernhall, einem kleinen Städtchen am Kocher, in drei Stunden läuft, in gewohnter Weise von den beiden Postschimmeln gezogen, übrigens ohne Passagiere an. Alles war in Ordnung, nur der Postillon auf dem Bock fehlte. Allmälig erschienen auch Leute aus den Stationen, welche der Wagen passirt hatte, und klagten bitter, daß derselbe, anstatt anzuhalten und sie aufzunehmen, zu allgemeinem Staunen in gestrecktem Trab an der Anhaltestelle vorbeigerasselt sei. Das Räthsel klärte sich mit Hilfe des Telegraphen dahin auf, daß der Postillon kurz nach dem Verlassen der Abgangsstation vom Wagen gestürzt und ziemlich schwer verletzt liegen geblieben war, und daß hierauf die beiden Pferde den Weg von 22 Kilometer ohne Führer bergauf, bergab durch eine Reihe von Ortschaften, jedoch ohne irgendwo anzuhalten, in dunkler Nacht ohne Anstoß zurückgelegt hatten.

— **Die Herstellung des neuen Gewehrs** mit kleinem Kaliber für die deutsche Armee ist dem Vernehmen nach nunmehr genehmigt. In Spandau traf in der Gewehrfabrik der Bescheid ein, daß die bisherige Fabrikation des Magazingewehres auf das möglichst geringe Maß zu beschränken sei. In einer Conferenz, welche der Inspektor mit den Meistern abhielt, wurden diese darauf aufmerksam gemacht, daß 600 bis 1000 Arbeitern schon in den nächsten Tagen gekündigt werden müßte. Die Vorarbeiten bezw. Neueinrichtungen für die Anfertigung des neuen Gewehrs dürften noch drei bis vier Monate in Anspruch nehmen. Das Probeschießen mit dem neuen Gewehr hat unter Leitung des Majors Kühn vom Großen Generalstabe stattgefunden. Es ist durch Holz nach Panzern, die mit Zeug, Pferdefleisch u. A. gefüllt waren, geschossen worden.

— **Die Mehrzahl der englischen Geistlichen** ist, wie ihre deutschen Amtsbrüder, gegen die Feuerbestattung. Der anglikanische Bischof von Manchester bildet jedoch davon, wie man aus London schreibt, eine Ausnahme. Derselbe sagte kürzlich in einer in Blackpool gehaltenen Rede, daß die Frage, ob Beerdigung oder Verbrennung, eine des Gefühls und der Volksanschauung sei. Mit der christlichen Lehre habe sie seiner Meinung nach nichts zu thun.

— **Oeffentliche Erklärung.** — Man nimmt an, daß mich die in einer Berliner Radauversammlung abgegebene Erklärung, mein Denkmal sei eine Schandsäule der deutschen Dichtung, überraschen würde. Das ist ein Irrthum, wie der Anfang des 8. Sonetts an meine Mutter im Buch der Lieder beweist:

„Du sahst mich oft im Kampf mit jenen
Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten
Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne in's Verderben züngeln."

Heinrich Heine.

— **In der Person von Frau Sarah Ulrich Kelley** ist eine neue englisch-amerikanische Dichterin aufgetaucht, welche sich „die süße Sängerin von Pennsylvanien" nennt. Sie weilte in letzter Zeit in Washington und hat dem nationalen Abgeordnetenhause eine Petition überreicht, in welcher sie darum bittet, als nationale Sängerin mit entsprechendem Gehalt und mit Dienstwohnung angestellt zu werden. In ihrer Bittschrift singt sie:

I ask your honorable body, assembled
at Washington, D. C.,
To confer the distinguished honor of
Poet-Laureate upon me,
With a salary of at least five thousand
dollars a year,
And a home wherein this bird can sing
the Nation's heart to cheer.

Es wird nicht gemeldet, an welchen seiner Ausschüsse das Haus die Petition verwiesen hat. Vielleicht an den Ausschuß für Luftreinigung.

— **Die Austreibung des Schwarzen.** Vor Kurzem erschien bei einem Hausherrn auf der neuen Kräme in Frankfurt a. M., der Schornsteinfeger, um seiner Pflicht in dem alten Kamine zu genügen. „Bleiwe Se drauße", sagte der alte Hausherr, Se sin gestern nett komme, und da hab' ich dorch'n Annern butze losse." Der Schornsteinfeger protestirte gegen dieses Verfahren, erklärte, er sei verantwortlich, wenn's brenne, und fuhr trotz der Gegenreden des Hausherrn munter in den Schlot hinein. „Geh'n Se 'eraus sag ich, odder's muß Ihne ä Gewitter uff's Dupe fahren", bemerkte ihm der Hausherr und begann sich aufzuregen, denn der Schwarze kratzte recht hörbar, um ihn zu ärgern. „Wolle Se mache, daß Se aus dem Schornstää 'erauskomme," ersuchte ihn der Kunde energischer und: „Fritz, dhun Se doch dem Herrn den Gefalle" pflichtete die Haushälterin bei. Der mechante Kaminfeger hörte nicht und anstatt aller Antwort flog dem im Flur stehenden Pärchen eine gehörige Portion schwarzen Puders in's Gesicht. „Marie, laaf uff de Polezei un' hol mer'n Schutzmann, ich will doch seh', ob ich mer su'n Schornstääfriedensbruch gefalle zu losse brauch", tobte der Hausherr und wischte sich den Ruß aus dem Gesicht, während Marie davoneilte und bald mit dem Mann des Gesetzes wiederkehrte.

„Wollen Sie aus dem Schornstein herauskommen," fing der Beamte die Unterhaltung mit dem „Schwarzen" an, „Sie haben jar kein Recht nich', sich in fremdes Eigenthum herumzutreiben." Der Kaminfeger rührte sich nicht. — „Der Kerl hört nett eher uff, bis ich in de Schornstää komm," ließ sich der Hausherr wieder vernehmen, worauf der Schwarze ein satanisches Gelächter aus dem Kamin erschallen ließ. Das wurmte den Besitzer des Schlotes, er riß eine jener alten, großen Kaminthüren auf und sagte dem Polizeibeamten: „Steige Se ein und hole Se mer den Mensch 'eraus!" — „Danke schön," erwiderte der Aufgeforderte, „sehen Sie man vor, Sie sind hier zu Hause."—„Woaß ä Zumuthung. For woas bezahl' ich dann mei Steuer?" meinte unser Frankforter und: „Nä, im Schornstää braucht der Schutzmann nett erumzulaafe," höhnte der belagerte Kaminfeger. „No, do verschaff ich mer selbst Recht," schrie nun in höchster Wuth der Besitzer des Hauses, stürzte in die Küche, holte einen Eimer mit Wasser, lief einen Stock höher und: Platsch sauste das kalte Naß in den Schornstein hinab, aus dem der Kaminfeger triefend und fluchend hervorkroch. An allen Gliedern zitternd, gab er seinen Namen zu Protokoll, um sich demnächst wegen Hausfriedensbruchs, begangen im Schornstein, vor den Richtern zu verantworten.

— **Merkwürdige Prophezeiung.** Unter den Einwohnern von Tunis herrscht ein seltsamer Glaube, der sich auf eine alte Prophezeiung gründen soll, nämlich der, daß ihnen das Land an einem Freitage während der Stunde des Gebets am Nachmittage entrissen werden würde. Aus diesem Grunde werden die Thore der Stadt während dieser Betstunde sorgfältig verschlossen, und vor Beendigung derselben Niemand hindurchgelassen. Es ist auch vorausgesagt, daß das Land von einem rothgekleideten Volke genommen werden würde, und sie selbst vermutheten, diese That werde von den Engländern vollbracht werden; sie irren sich indessen, die Franzosen sind den Engländern zuvorgekommen.

— **Kluge Thierchen.** — Der Gatte: „Nein, das ist nicht mehr auszuhalten! Sieh nur einmal an, alle Briefschaften in meinem Schreibtisch sind während unserer Sommerreise von Mäusen zernagt worden! Hier haben sie sogar das Briefcouvert gefressen und nur die darin befindliche Photographie unversehrt gelassen!—Die Gattin: „Was für eine Photographie?"—Der Gatte: „Die Deiner Mama!"

— **Ein vorsichtiger Conducteur.** Passagier (welcher von der Car springen will): So lassen Sie mich doch los, in des Teufels Namen!" — Conducteur: „Nichts da! Warten Sie, bis der Wagen hält! Sie sind gewiß auch einer von Denen, die sich den Hals grechen und dann auf Schadenersatz klagen! Das kennen wir schon!"

— **Kinder zahlen doppelt.** In einem Schweizer Hotel liest man folgende Aufschrift im Speisesaal: „Bei der Table d'hôte zahlen die Kinder doppelt." — „Warum denn das?" fragte ein Reisender. — „Weil sie die Großen verscheuchen."

— **Naiv.** — Gräfin (zur neuen Zofe): Sie haben also Jeden, bevor Sie ihn anmelden, nach seinem Namen zu fragen! — Zofe: Aber, gnädige Frau, sieht das nicht furchbar neugierig aus, wenn ich gleich nach dem Namen frage?

— **Vor'm Löwenkäfig.** Mann (zu seiner überaus häßlichen Frau): „Anna, geh' weg, siehst denn nicht, der Löw' thut sich graulen und traut sich nicht 'raus, und die Leut' wollen ihn doch gern sehen!"

— **Eene säcks'sche Dodesanzeege.** — Allen unsern liewen Bekannten un Verwandten de braurige Nachricht, daß heite Morgen gegen säcks Uhr meen guter Mann seen bisselken Geest ufgegeben. Ne, so was läbt nich!

Die drauernde Hinterbliewene.

— **Grob!** Herr: Wie sind Sie mit meinem Sohne zufrieden? — Hauslehrer: Sehr! Der weiß bald mehr als ich. — Herr: Nun, das will gerade nicht viel heißen.